Zeitschrift: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte = Société Suisse d'Histoire Economique et Sociale

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Band: 14 (1996)

Artikel: Der Erfolg gibt ihnen recht : die zentrale Stellung von Arbeit und ihre retrospektive Wertung in zwei Schweizer Mittellandgebieten um die Mitte des 20. Jahrhunderts

Autor: Haefeli, Ueli

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-871696

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ueli Haefeli

Der Erfolg gibt ihnen recht

Die zentrale Stellung von Arbeit und ihre retrospektive Wertung in zwei Schweizer Mittellandgebieten um die Mitte des 20. Jahrhunderts

Im Klischee unserer Nachbarn, aber vielleicht auch in unserer Selbsteinschätzung sind wir Schweizerinnen und Schweizer ein fleissiges und sparsames Volk: Emsiger als anderswo, so heisst es, werden hier Reichtümer angehäuft, welche dann nicht, oder doch nur sehr verschämt konsumiert werden. Es soll hier nicht näher untersucht werden, ob dieses Bild stimmt, oder inwieweit es zumindest die Realität einer mehr oder weniger fernen Vergangenheit in einer empirisch überprüfbaren Art und Weise treffend beschreibt. Vielmehr geht es hier um den Prozess der Überhöhung von Arbeitsleistung, welcher Christian Lalive d'Epinay und Carlos Garcia von einem «Mythos der Arbeit» in der Schweiz sprechen liessen.[1] Konkret interessieren dabei folgende drei Fragestellungen:

1. Wann und weshalb begann dieser «Mythos» – auf die Verwendung dieses Begriffes werde ich noch zurückkommen müssen – die Mentalitäten breiter Bevölkerungsschichten entscheidend zu beeinflussen?
2. Welcher Zusammenhang besteht zwischen diesem «Mythos» und den «realen» Arbeitsverhältnissen?
3. Welche Konsequenzen sind daraus für die historische wie die aktuelle Diskussion um die Arbeit zu ziehen?

Im Zentrum steht dabei die Untersuchung von zwei ländlichen Schweizer Mittellandgebieten um die Mitte des 20. Jahrhunderts. Die Aussagen beziehen sich also auf eine ländliche – aber nicht mehr rein agrarische! – Schweiz, wobei vor Augen zu halten ist, dass noch 1950 fast 60% der schweizerischen Wohnbevölkerung in solchen ländlichen Gebieten lebte.[2]

Im folgenden beziehe ich mich in erster Linie auf die Studien von Christian Lalive d'Epinay und seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Rahmen des Nationalen Forschungsprogrammes Nr. 15.[3] Darin wurde der Bedeutungswandel der

Arbeit im Laufe des 20. Jahrhunderts anhand einer Analyse der Debatte von acht ausgewählten Ereignissen zwischen dem Generalstreik und der «Mitenand»-Initiative von 1981 untersucht. Ursprünglich umfasste die Liste elf Ereignisse; interessanterweise fand das Forschungsteam für die beiden einzigen zwischen 1950 und 1970 vorgesehenen Ereignisse – es sind dies die Referenden über das Fernsehen 1957 und die Bau- und Kreditbeschlüsse 1967 – keine Spuren einer vertieften Reflexion über den Wert von Arbeit, Leben und Freizeit.[4] Die 50er und 60er Jahre bleiben also ein quellentechnisch betrachtet weisser Fleck in ihrer Argumentation. Darauf werde ich noch zurückkommen.

Lalive d'Epinay definiert einen Mythos als Erzählung, welche ausserhalb der historischen Zeit situiert ist und wichtige Aspekte des menschlichen Lebens beziehungsweise der Gesellschaft abschliessend und verbindlich zu klären vermag.[5] Bedingung dafür ist eine breite gesellschaftliche Adoption und eine individuelle Internalisierung dieses Mythos. Mythen prägen dementsprechend nicht nur unsere Ideen, sondern auch unsere Mentalitäten.

Lalive d'Epinay belegt für die Zwischenkriegszeit ein «Ethos der Erfüllung der Arbeitspflicht» als fundamentalen Konsens der im übrigen selbstverständlich aus sehr unterschiedlichen Positionen argumentierenden gesellschaftlichen Akteure.[6] Arbeit – so der Konsens von rechts bis links – war der zentrale Beitrag des einzelnen zum kollektiven Glück; das Band, das die Gesellschaft zusammenhielt. Diesem Ethos attestiert er die Kraft eines Mythos, wobei dessen Entstehungsdatum nicht explizit erwähnt wird. In jedem Fall muss dieser Mythos bereits vor 1950 wirksam gewesen sein, denn nach 1950 wird – immer nach Lalive d'Epinay – der Übergang zu einem «Ethos der Selbstverwirklichung» konstatiert, wobei die Selbstverwirklichung zusehends ausserhalb der Arbeit gesucht wurde.[7]

Als zentrales Charakteristikum des schweizerischen Mythos der Arbeit wird die verkürzende Gleichsetzung von Arbeit und Erwerbsarbeit bezeichnet. Aufgrund dieser Verzerrung sei der Mythos in den letzten Jahrzehnten parallel zur steigenden Bedeutung der Freizeitaktivitäten verblasst.[8]

Die skizzierte Verwendung des Begriffs «Mythos» bei Lalive d'Epinay scheint nicht unproblematisch. Wer einen Mythos als Erzählung definiert, orientiert sich wohl an den «klassischen» Mythen aus einer fernen und unscharfen Vergangenheit.[9] Gerade der hier zur Diskussion gestellte «Mythos der Arbeit» unterscheidet sich aber deutlich etwa vom Gründungsmythos der Eidgenossenschaft: Erstens handelt es sich dabei ganz offensichtlich nicht um eine Erzählung und

zweitens sind die aus dem Mythos der Arbeit abzuleitenden Handlungsanweisungen viel direkter auf den konkreten Alltag der einzelnen Individuen zugeschnitten. Möglicherweise wäre deshalb der Begriff «Leitbild» vorzuziehen. In jedem Fall tut ein differenzierter und theoretisch besser abgestützter Umgang mit dem Begriff Mythos gerade in bezug auf «moderne» Mythen not. Erste Ansätze dazu lieferte Roland Barthes in seinen bereits 1957 erschienenen «Mythologies».[10] Es kann hier nicht darum gehen, den semiologischen Ansatz von Barthes in seiner ganzen Breite kritisch zu würdigen, vielmehr möchte ich mich darauf beschränken, zwei zentrale und für die weitere Auseinandersetzung mit meinem Gegenstand wichtige Aspekte herauszugreifen:

1. Ein Mythos verwandelt Geschichte in Natur.[11] Obwohl der Mythos immer wertenden Charakter hat, wird seine Aussage nicht als Motiv, sondern als Begründung verstanden. Als Beispiel sei wieder der Gründungsmythos der Eidgenossenschaft herangezogen: Das Motiv, die Schweiz aus ihrer Abschottung gegen aussen zu erklären, wird zu seiner eigenen Begründung herangezogen: Der Natur der Schweizer entspricht die Abschottung.
2. Der Mythos hat einen imperativen und interpellatorischen Charakter.[12] Der Mythos ist für mich, den einzelnen Rezipienten, geschaffen und fordert mich auf, meine Mentalität seiner Wertung anzupassen. Allerdings darf dies nicht als diskursiver Prozess missverstanden werden, vielmehr spielt sich der ganze Vorgang auf der Ebene der nur beschränkt rational zugänglichen Mentalitäten ab, und die Adoption eines Mythos setzt eine entsprechende Disposition der individuellen Mentalität voraus.

Während Barthes also stark den die Realität deformierenden Charakter eines Mythos in den Vordergrund stellt, betont Raoul Girardet in seiner umfassenderen Begrifflichkeit ihren polymorphen und ambivalenten Charakter. Bedeutsam für die hier zur Diskussion stehende Thematik ist seine Unterscheidung von vier für die abendländische Kultur zentralen politischen Mythologien: die Konspiration, das Goldene Zeitalter, der Retter/Erlöser und die Einheit.[13]

Damit sind die theoretischen Orientierungspunkte der folgenden Analyse des Mythos der Arbeit bestimmt. Aus sozialhistorischer Perspektive stellt sich nun die Frage, welche gesellschaftlichen Situationen die Verbreitung und Wirksamkeit von Mythen begünstigen.[14] Hilfreich scheint hier ein Rückgriff auf die Analysen von Hansjörg Siegenthaler, wonach sich moderne Wachstumsgesellschaften durch eine mehr oder weniger regelmässige Abfolge von Phasen struktureller Stabilität und Krisenperioden mit beschleunigtem sozialen Wandel auszeichnen.[15] Krisen

sind Phasen grosser Offenheit, in denen die gesellschaftlichen Akteure nach neuen tragfähigen Erklärungsmustern für Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft suchen. Plausibel erscheint deshalb die These von Jakob Tanner, welche für solche Krisenlagen «optimale Resonanzbedingungen» zur Entfaltung politischer Mythologien postuliert.[16]

In bezug auf den hier zur Diskussion gestellten Zeitraum können besonders günstige Voraussetzungen für eine hohe gesellschaftliche Resonanz politischer Mythologien also erstens in der Zeit um 1930 und zweitens in den späten 60er und frühen 70er Jahren vermutet werden.[17] Im folgenden vertrete ich die These, dass von einem «Mythos der Arbeit» in den von mir untersuchten Gebieten während der 1930er und 40er Jahre nicht gesprochen werden kann. Die bis an die Grenzen der menschlichen Belastbarkeit gehenden Arbeitspensen dieser Jahre interpretiere ich vielmehr als individuelle Strategien zur Krisenbewältigung, welche in vielem auf ein vorbürgerliches, aufgabenorientiertes Verhältnis zur Arbeit hinweisen.[18] Wirklich verinnerlicht und handlungsleitend wurde die bürgerliche, leistungsorientierte Einstellung zur Arbeit[19] erst im Laufe der langen Phase des wirtschaftlichen Aufschwungs und der gesellschaftlichen Stabilität der 50er und 60er Jahre, welche sich aus der Sicht der Individuen am besten als Resultat einer kontinuierlichen, jahrzehntelangen Fleissleistung erklären liess. In der retrospektiven Wertung konnte damit die harte Zeit der 30er und 40er Jahre sinnstiftend neu interpretiert werden.

Damit nehme ich einen Standpunkt ein, welcher zwischen Mentalitäten und Ideen unterscheidet. Demnach sind Mentalitäten eher kollektiv, unbewusst und «primär», Ideen und Ideologien eher individuell, bewusst und «sekundär». In der prägnanten Kurzformel von Theodor Geiger heisst das: «Mentalität ist eine Haut, Ideologie ist ein Gewand.»[20]

Von einer mythologisierenden Überhöhung von «Arbeit» und «Fleiss» im Sinne der Beschwörung der Nachkriegszeit als «goldenes Zeitalter» kann allenfalls seit der Phase der gesellschaftlichen Destabilisierung nach Mitte der 60er Jahre gesprochen werden.[21]

Bevor ich meine These zu begründen versuche und sie auf ihre Konsequenzen für die historische und aktuelle Diskussion um Arbeit auslote, möchte ich hier einige methodische Bemerkungen zu den Quellenbeständen einfügen, auf die sich meine Ausführungen in erster Linie stützen.

Oral History – einige methodische Bemerkungen

Die Aussagen basieren in erster Linie auf circa 65 Oral-History-Interviews, die im Rahmen von zwei Studien in zwei sehr unterschiedlichen Gebieten des Schweizer Mittellandes entstanden sind.

Die erste Studie befasste sich mit der Mechanisierung der Landwirtschaft im luzernischen Einzelhofgebiet in der Zwischenkriegszeit. Es handelte sich dabei um eine agrarisch (beziehungsweise viehwirtschaftlich) geprägte Region mit Streusiedlung. Die Menschen wurden in diesen Jahrzehnten noch sehr stark durch den Katholizismus und politisch durch die Konservative Volkspartei geprägt. In diesem Rahmen entstanden 13 Interviews.[22]

Die zweite Untersuchung befasste sich mit dem Suburbanisierungsprozess in der bernischen Vorortsgemeinde Münchenbuchsee, in welcher in den 30er Jahren trotz ihres nach wie vor ländlichen Charakters bereits die gewerblich-industriellen Arbeitsplätze in der Mehrheit waren. Im Gegensatz zum luzernischen wurde hier traditionellerweise eine auch stark auf den Ackerbau ausgerichtete Landwirtschaft und die Dorfsiedlung praktiziert. Münchenbuchsee war als Berner Gemeinde mehrheitlich protestantisch. Politisch stand der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei eine fast ebenso starke sozialdemokratische Partei gegenüber, welche in der Gemeindepolitik allerdings keinen ihrer Grösse entsprechenden Einfluss ausüben konnte. In Münchenbuchsee wurden insgesamt 55 Interviews durchgeführt.[23]

Die beiden Studien decken also ein breites Spektrum ab, und die sich daraus ergebenden Aussagen können damit zumindest für die ländliche, mittelländische und kaum industrialisierte Schweiz eine gewisse Repräsentanz beanspruchen.

Beide Untersuchungen befassen sich allerdings nicht in erster Linie mit dem Thema «Arbeit», weshalb sich die Frage stellt, inwieweit dieser Umstand die vorliegenden Ergebnisse beeinflusst hat. Einerseits ist gewiss zu bedauern, dass die Interviews nicht stärker auf die hier interessierenden Fragestellungen ausgerichtet werden konnten. Diese Situation kennen wir zwar aus den schriftlichen Quellen bestens, aber immerhin ist gerade diese Möglichkeit des Nachfragens eine der wichtigsten Vorteile von Interviews mit Zeitzeuginnen und -zeugen. Andererseits darf natürlich nicht unterschlagen werden, dass das Erkenntnisinteresse der HistorikerInnen die Resultate ihrer Untersuchungen beeinflusst und damit die Aussagen der Interviewten zu verzerren droht. Gerade die in beiden Studien angewandte Methodik (eine Mischung zwischen Leitfaden- und nichtstandardisierten, narrativen Interviews) ermöglicht es in besonderem Mass, dass

die Relevanzsysteme der Betroffenen in den Vordergrund treten. Wenn nun die Interviews viele Aussagen über das Thema Arbeit enthalten, ohne dass dieses Thema im Vordergrund gestanden hätte, so erhöht dies eher die Relevanz der Aussagen gegenüber Studien zum Thema Arbeit.

Allerdings darf natürlich nicht übersehen werden, dass sich Oral-History-Interviews auf (mindestens) vier Ebenen stark von schriftlichen Quellen unterscheiden: Erstens gibt es vom linguistischen Standpunkt aus einen grundsätzlichen Unterschied zwischen gesprochener und geschriebener Sprache.[24] Zweitens beeinflusst die Beziehung zwischen Interviewten und Interviewenden jedes Interview,[25] und drittens ist von einer Beziehung der Interviewten zu einer grösseren Gemeinschaft und deren Geschichte auszugehen, vermittelt vor allem durch das Interesse des Interviewers als Historiker. [26] Viertens – und dies dürfte in unserem Zusammenhang der wichtigste Punkt sein – müssen Interviews immer vor dem Hintergrund der persönlichen Lebensgeschichte der Befragten verstanden werden. Interviews sind also immer auch aktuelle Rekonstruktionen vergangenen Geschehens.[27] Dies erleichtert die Interpretation nun nicht gerade, stellt sich doch dauernd die Frage, in welchem Verhältnis die Antworten der Befragten zu ihrem ursprünglichen historischen Erleben stehen. Dazu kommt natürlich, dass wir Historikerinnen und Historiker die Aufgabe des Interpretierens nicht gerne unseren Quellen überlassen. Was deshalb in der Regel als Schwäche der Oral History betrachtet wird, kann aus einer etwas anderen Optik durchaus als eine ihrer Stärken bezeichnet werden. Denn gerade der lange Zeitraum zwischen dem historischen Geschehen und seiner Aufzeichnung erlaubt im Rahmen einer vergleichenden Untersuchung mit den vorliegenden schriftlichen Quellen Aussagen über den meist langsam verlaufenden Wandel der Mentalitäten. Damit zusammenhängend wird auch der Blick auf die Geschichtsbilder breiter Bevölkerungsschichten frei, welche sich aus den schriftlichen Quellen kaum unverzerrt erschliessen lassen, wenn wir an die vielfältigen Probleme denken, die mit einer Verschriftlichung einhergehen.

Arbeitsverhältnisse

«Natürlich, früher hat man eben noch gearbeitet. Nicht wie heute, wo jeder nach acht Stunden davonspringt. Ich habe es meinem Sohn schon oft gesagt, ich will darüber nicht mehr reden, das war eine andere Zeit. Mit 80 Rappen Stundenlohn

wusste man, ob man zehn Stunden arbeiten wollte oder nicht. Morgens um sieben Uhr war ich trotzdem [trotz der Stallarbeit, U. H.] immer an der Arbeit [...].»[28]
Dies ist die Aussage des Handwerkers und Nebenerwerbslandwirtes H. J., der zusammen mit seiner Frau und seinen Kindern vor allem in der Zeit zwischen 1930 und der Mitte der 50er Jahre ein aussergewöhnliches Arbeitspensum bewältigte. Neben seiner Tätigkeit als Zimmermann mit einer wöchentlichen Arbeitszeit von oft weit über 50 Stunden bewirtschaftete er einen Landwirtschaftsbetrieb mit 6–7 Kühen, die er zweimal täglich selbst von Hand molk. H. J. ist kein Einzelfall, und es ist deshalb leicht einzusehen, dass der Alltag der heute über 50jährigen in allererster Linie von Arbeit bestimmt wurde. Auszugehen ist einerseits von viel längeren Arbeitszeiten, andererseits hat sich die Arbeit auch in Charakter, Definition und Bedeutung stark verändert. So lässt sich mit der Durchsetzung der industriellen Arbeitswelt auch ausserhalb der Fabriken ein stetiger Prozess der Beschleunigung und Intensivierung von Arbeit festmachen.[29]
Zuerst zu den Arbeitszeiten: Obwohl die Arbeitszeit seit 1919 für die Industriearbeiter auf 48 Stunden begrenzt war, ist gerade für die ländliche Schweiz von einem ungleich grösseren durchschnittlichen Arbeitspensum auszugehen. Denn die Bestimmungen des Fabrikgesetzes galten natürlich weder in der Landwirtschaft noch in einem grossen Teil des Gewerbes oder einer ganzen Reihe von vor allem auch für Frauen auf dem Land wichtigen Tätigkeiten. In Münchenbuchsee waren 1937 gemäss Fabrikstatistik von 566 innerhalb der Gemeinde Beschäftigten des 2. und 3. Sektors nur 48, also etwa 8% dem Fabrikgesetz unterstellt. In Neuenkirch – der Kerngemeinde des luzernischen Untersuchungsgebietes – gab es überhaupt keine dem Fabrikgesetz unterstellten Betriebe.[30]
Pohl geht für Deutschland von folgenden Zahlen aus: Die durchschnittliche Jahresarbeitszeit sank von rund 3100 Stunden im Jahr 1900 bis 1960 um rund 1000 Stunden und bis 1985 um weitere 430 Stunden auf 1645 Stunden.[31] Die Arbeitszeit – oder vorsichtiger formuliert: die Erwerbsarbeitszeit – hat sich also im Verlaufe dieses Jahrhunderts in etwa halbiert. Dazu haben sowohl die Verkürzung der täglichen und wöchentlichen Arbeitszeit, als auch die Zunahme des Ferienanspruches beigetragen. Für die Schweiz dürfte – zumindest für die Arbeiterschaft der Fabriken und bis in die 50er Jahre – von ähnlichen Werten auszugehen sein.[32] Danach sanken die Arbeitszeiten hierzulande weniger schnell als in Deutschland und in den anderen Industrieländern. Die durchschnittliche Arbeitszeit eines Industriearbeiters betrug 1972 in Deutschland 42,7 Stunden gegenüber 44,4 Stunden in der Schweiz. Bis 1982 hatte sich der Unterschied weiter vergrössert:

40,7 Stunden in Deutschland standen 43,8 Stunden in der Schweiz gegenüber, was immerhin eine Differenz von 8% ausmacht.[33]
Auszugehen ist weiter, aufgrund der überdurchschnittlichen Arbeitszeiten in der Landwirtschaft, von deutlich längeren durchschnittlichen Arbeitszeiten in ländlichen Gebieten.
Allerdings arbeiteten nicht alle Menschen in den untersuchten Gebieten gleich lang und gleich hart. Die grössten Arbeitspensen erledigten wohl die vor allem in Münchenbuchsee recht zahlreichen Nebenerwerbslandwirte mit ihren Familien: 1939 wurden mehr als die Hälfte der Landwirtschaftsbetriebe in Münchenbuchsee im Nebenerwerb geführt. Demgegenüber lag derAnteil der Nebenerwerbsbetriebe im luzernischen Einzelhofgebiet 1939 bei knapp 10%.[34] Jahresarbeitszeiten von über 4000 Stunden dürften bei den Nebenerwerbslandwirten eher die Regel als die Ausnahme gewesen sein. Ebensoviel arbeiteten natürlich deren Ehefrauen, welche häufig den grössten Teil der auf dem Hof anfallenden Arbeiten erledigten, wobei das bekannte Problem der Bewertung und statistischen Erfassung von Nichterwerbsarbeit genaue Angaben zusätzlich erschwert.[35]
Nur wenig kleiner gewesen sein dürften die durchschnittlichen Arbeitspensen der landwirtschaftlichen Dienstbotinnen und Dienstboten und der Familien auf kleinen Vollerwerbsbetrieben ohne Dienstboten.[36]
Bereits deutlich besser gestellt waren Mittel- und Grossbauern, die sich beispielsweise in Münchenbuchsee durchaus manchmal nachmittags am Wirtshaustisch trafen.[37]
Auch für den zweiten Sektor ist von sehr hohen Arbeitszeiten auszugehen. Dies gilt auch für den grössten Teil der Fabrikarbeiter, welche sehr häufig neben der Fabrikarbeit in der Landwirtschaft aushalfen.[38] In einer Schmiede in Münchenbuchsee begann die Arbeit morgens um sechs und dauerte, von mehreren Essenspausen unterbrochen, bis abends um halb sieben. Aufgeräumt wurde die Werkstatt erst nachher.[39]
Allerdings dürfte die Arbeitslast der Nebenerwerbslandwirte, wie gesagt, teilweise noch wesentlich grösser gewesen sein: «Hier hatte es ein Zwölffamilienhaus [bewohnt von Arbeitern der Sägerei K., U. H.]. Die schauten uns manchmal aus dem Fenster beim Arbeiten zu und sagten: ‹Bauert nur, es ist euer Land.› Dabei hatten sie kaum genug zu essen.»[40]
In beiden untersuchten Gebieten dominierten um die Jahrhundertmitte die ersten beiden Sektoren das Wirtschaftsleben noch ganz klar. In Münchenbuchsee machten 1939 Arbeitskräfte aus den ersten beiden Sektoren ungefähr zwei Drittel aus,

im luzernischen Neuenkirch arbeiteten sogar nahezu drei Viertel der innerhalb der Gemeinde Beschäftigten hauptberuflich in der Landwirtschaft.[41]

Aber auch im Dienstleistungsbereich waren sehr hohe Arbeitszeiten keine Seltenheit. Offensichtlich verloren die Angestellten in der ersten Jahrhunderthälfte ihre in bezug auf die Arbeitszeit gegenüber den Fabrikarbeitern privilegierte Stellung. König, Siegrist und Vetterli gehen von folgenden Zahlen aus: 1911 betrug die durchschnittliche wöchentliche Arbeitszeit der Arbeiterinnen und Arbeiter 58,4 Stunden gegenüber circa 51 Stunden bei den Angestellten. 1936/1937 liess sich diesbezüglich kein Unterschied mehr ausmachen, der Wert für beide Gruppen lag bei 47,9 Stunden.[42] Das Milchhändlerehepaar S. beispielsweise spricht von einer normalerweise 84 Stunden langen Arbeitswoche.[43]

Selbstverständlich gehörte Arbeit auch zum Alltag der Kinder, wenn auch in sehr unterschiedlichem Ausmass. Vor und nach der Schule mussten vor allem Bauernkinder einen teilweise erheblichen Anteil der auf dem Betrieb anfallenden Arbeit erledigen. Nicht selten erhielt die Mitarbeit auch den Vorzug vor dem Erledigen der Schulaufgaben oder gar dem Schulbesuch. Stark beansprucht wurden auch Kinder, deren Eltern einen Gewerbe- oder Dienstleistungsbetrieb führten. Und schliesslich halfen die meisten Arbeiterkinder mindestens während der Schulferien – welche ja auf die saisonalen Arbeitsspitzen der Landwirtschaft ausgerichtet waren – auf Bauernhöfen aus.[44]

Gegenüber den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts dürfte sich die Arbeitsbelastung in der Landwirtschaft zwischen 1920 und 1945 zusätzlich vergrössert haben. In den 20er und 30er Jahren ist dies auf die krisenbedingte Ausweitung der Produktion zurückzuführen, für die kaum zusätzliche Arbeitskräfte zur Verfügung standen und die nicht allein durch die nur langsam ablaufende Mechanisierung erklärt werden kann.[45] Während des Zweiten Weltkriegs führten die Dienstpflicht und der Mehranbau (Plan Wahlen) zu einer zusätzlichen Mobilisierung der letzten Arbeitskraftreserven vor allem in der Landwirtschaft. Besonders betroffen waren hier Frauen, Kinder und vom Aktivdienst befreite Männer.[46]

Nicht nur in quantitativer Hinsicht, sondern auch in bezug auf qualitative Aspekte lassen sich wichtige Unterschiede zur heutigen Situation ausmachen. Erstens fällt auf, wie stark Arbeit noch immer aufgaben- und nicht zeitorientiert verstanden wurde. Dies kann als Beleg für die noch immer mentalitätenprägende Rolle der Landwirtschaft mit ihren saisonalen Schwankungen des Arbeitsanfalles aufgefasst werden.[47] Zeiten höchster Arbeitsintensität wurden immer wieder abgelöst von ruhigen, Regeneration ermöglichenden Phasen.[48] Zweitens war die Bevorzugung

der guten Qualität der Arbeit gegenüber einer hohen Produktivität in der Landbevölkerung noch immer stark verhaftet. Zwei Zitate sollen die um die Jahrhundertmitte grössere Rolle von Berufsstolz und Qualitätsbewusstsein belegen. Zuerst die Aussage eines Schmiedes: «Heute fehlt oft der Stolz, eine saubere Schweissnaht zu machen […] Ich arbeite nicht mehr im Betrieb. Dazu fehlen mir die Nerven. […] Die Arbeitsmoral ist nicht mehr besonders gut, die wissen nicht, was so ein Betrieb kostet. […] Maschinen sind dauerhaft, wenn man zu ihnen schaut und sie pflegt, da kann ich heute manchmal fast nicht zusehen. […] Wo die Ordnung aufhört, beginnt der Verlust, sagte ich immer.»[49]
Als zweites die Aussage eines Bauern: «Wenn sie unter sich einen gewissen Sport haben wollten – damals trugen die Männer ja alle noch Hüte – legten sie den Hut auf den Boden, stellten einen Grashalm hinein, wetzten die Sense noch einmal gut und versuchten, den Halm so in der Mitte durchzuhauen.»[50]
Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Arbeit in den untersuchten Gebieten um die Jahrhundertmitte in allen Bevölkerungsteilen den Alltag bestimmte. Sehr hohe Arbeitspensen waren die Regel, wobei auffällt, wie stark das Gesicht der Arbeit noch vorindustrielle Züge trug. Gemeint ist damit vor allem eine Zeiteinteilung, welche aus der Erfahrung der Landwirtschaft mit ihren saisonalen Schwankungen derArbeitsbelastung nicht abstrakt, sondern aufgabenorientiert war. Ebenfalls typisch für ländliche und noch stark vorindustriell geprägte Gesellschaften ist die Reaktion, auf Krisenzeiten nicht in erster Linie mit einer Effizienzsteigerung (Rationalisierung), sondern mit einer Ausdehnung der Arbeitszeit zu reagieren.[51]

Die Bewertung von Arbeit

Im Rückblick zeigt sich besonders deutlich, wie stark die Generation der heute über 60jährigen die sinnstiftende Kraft der Arbeit verinnerlicht hat, beispielsweise wenn jemand aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr arbeiten durfte: «Ich habe mich noch immer nicht daran gewöhnt, nichts mehr zu arbeiten [aus gesundheitlichen Gründen, U. H.]. Wenn man sein Leben lang gearbeitet hat […].»[52]
Die Bewertung von Arbeit durch die Interviewten ist zunächst als *retrospektiver Vorgang* zu betrachten. Die Befragten interpretieren ihre Erinnerungen bewusst oder unbewusst vor dem Hintergrund ihrer gesamten Biographie. Die Bewertung der 30er und 40er Jahre steht dabei im Zeichen einer Ambivalenz zwischen der Erinnerung an vor allem wirtschaftlich harte Zeiten und einer gleichwohl positiv

gefärbten Einstellung zum einfachen, klar strukturierten Leben dieser Jahre, welche für die Interviewten ja mit ihrer Jugend zusammenfielen.[53] Im Grundsatz teilt die Mehrheit der Interviewten aller Schichten in beiden Untersuchungsgebieten diese Einschätzung, welche im folgenden Zitat einer Maurerstochter aus Münchenbuchsee auf den kürzest möglichen Nenner gebracht ist: «Im Grunde genommen war es eine schöne Jugend, das muss ich sagen, man konnte es geniessen und arbeiten, den ganzen Tag.»[54]

Wie wurde diese positive Einstellung möglich? Genügt der Verweis auf das hohe Arbeitsethos? Kann deshalb von einer Verbürgerlichung der Wertvorstellungen gesprochen werden (denn dies müsste aus den Ausführungen von Lalive d'Epinay geschlossen werden)? Vorerst gilt es, die Frage zu präzisieren: Welches Arbeitsethos ist gemeint? Die Sichtweise, dass Arbeit zu den Pflichten gehört, die es in einem (im Sinne der Ethik) guten Leben zu erfüllen gilt, prägte die abendländische Kultur ja lange bevor sich bürgerliche Wertsysteme durchsetzen konnten. Und wenn das Gesicht der Arbeit – wie im vorhergehenden Abschnitt ausgeführt – in den hier untersuchten Gebieten noch stark vorindustriell geprägt war, so wird zumindest klar, dass der Grad der Verbürgerlichung der ländlichen Mentalitäten nicht überschätzt werden darf.

Deshalb lässt sich meiner Meinung nach die positive retrospektive Wertung der oben erwähnten, bis an die Grenzen gehenden Arbeitsbelastung nicht befriedigend mit dem Verweis auf das Arbeitsethos erklären. Drei weitere, sich ergänzende, aber auch in sich paradoxe Erklärungsansätze können herangezogen werden:

1. Im Rahmen des allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwungs der Nachkriegszeit werten die meisten der Befragten ihre eigene Biographie als «Erfolgsstory». Der Traum eines Eigenheims liess sich ebenso realisieren wie die Erfüllung einer Vielzahl anderer materieller Wünsche. Aus der individuellen Optik lässt sich, wie bereits erwähnt, der wirtschaftliche Aufstieg als Resultat eines kontinuierlichen persönlichen Arbeitsefforts verstehen: Ohne Fleiss kein Preis. Damit kann nachträglich gerechtfertigt werden, was in den 30er und 40er Jahren als hart und belastend empfunden wurde. Denn weniger Arbeit, sondern vielmehr Erfolg ist sinnstiftend.
2. Der Fortschritt frisst aber auch seine Kinder. Parallel zum wirtschaftlichen Aufstieg veränderte sich die Lebenswelt der Interviewten ebenso schnell wie tiefgreifend: «Wir haben eine Zeit erlebt, wie sie keine Generation mehr erleben wird, vom Alten zum Neuen.»[55] Dieser Wandel führte vor allem in der

nun vorstädtischen Realität Münchenbuchsees zu einem gewissen Identitätsverlust der älteren Generation.[56] Die Gegenwart wurde als zunehmend komplex wahrgenommen, was sich beispielsweise in der Einschätzung der Situation der heutigen Jugend äussert: «Ich erzähle meinen Grosskindern immer, dass die Jugend, so wie ich sie erleben konnte, etwas vom Schönsten im Leben ist. Ein bisschen arbeiten, das heisst eigentlich ziemlich viel arbeiten. Heute sind die Kinder irgendwie arm: Sie können nicht mehr all das machen, das wir machen konnten.»[57] Auch diese Verunsicherung gegenüber der Gegenwart dürfte zu einer gewissen Verklärung der Vergangenheit beigetragen haben.

3. Diese Überhöhung der Arbeit bezieht sich in aller Regel nicht auf industrielle «Fliessbandarbeit», sondern auf Tätigkeiten in Handel, Gewerbe und Landwirtschaft, die sich neben den hohen Arbeitszeiten ebensosehr auch durch eine im Vergleich zu heute grössere Zeitautonomie und Flexibilität der Arbeitenden auszeichneten. Als Alternative zu der heute dominierenden und zunehmend als Belastung empfundenen Effizienzorientierung kann ein solches Verständnis von Arbeit durchaus faszinieren.

Diese drei Erklärungsansätze weisen eine zentrale Gemeinsamkeit auf: Sie *bewerten* die Vergangenheit aus der Perspektive der Gegenwart. Dies geschieht teilweise in einer Art und Weise, welche durchaus zu einer Mythenbildung im Sinne von Roland Barthes beitragen kann. So etwa, wenn implizit ein naturwüchsiger, der Geschichtlichkeit entzogener Zusammenhang zwischen Arbeitsleistung und wirtschaftlichem Erfolg hergestellt wird.

Interviews sind aber mehr als nur retrospektive Wertungen von Erinnerungen, welche oft mehr über die Wahrnehmung der Gegenwart als über die Vergangenheit aussagen. Eine Vielzahl von Aussagen lassen bei einer sorgfältigen Interpretation durchaus auch Schlüsse auf die Bewertung von Arbeit in den 30er und 40er Jahren zu. Typischerweise handelt es sich dabei nicht um direkte Aussagen zur interessierenden Thematik (die sind in der Regel eben durch den erwähnten retrospektiven Wertungsprozess verzerrt), sondern um Schlüsse, die sich aus Implikationen in Aussagen zu ganz anderen Themen ziehen lassen.

Dabei zeigt sich, dass auch in den 30er und 40er Jahren nicht völlig unhinterfragt blieb, dass Leben in erster Linie aus ausdauernder und mühseliger Arbeit bestehen sollte. Nur wer das gesellschaftlich vermittelte Arbeitsethos erfolgreich verinnerlicht hatte, konnte ohne andauernde erhebliche Frustrationen hohe Arbeitsleistungen erbringen. Es spricht nun aber einiges dafür, dass dieser Verinnerlichungsprozess nicht in allen Teilen der Bevölkerung gelang oder sogar spannungs-

frei ablief. Als erstes Indiz dafür kann die grosse Beliebtheit von Welschlandaufenthalten bei den Jugendlichen gelten, ging doch der französischen Schweiz der Ruf voraus, es mit der Arbeit nicht immer allzu genau zu nehmen.[58]

Auf die Frage, ob es üblich sei, für ein Jahr ins Welschland zu gehen, antwortete ein Befragter: «Ja, das machten viele, ein oder zwei Jahre. Ich hätte gerne die Lehre im Welschland gemacht, aber mein Vater wollte das nicht. Es hiess damals, die Welschen seien nicht so genau, da lerne man den Beruf nicht gut genug. […] Das ist noch heute so. Die arbeiten, um zu leben, und nicht umgekehrt.»[59] Das Zitat steht nicht zuletzt aufgrund seiner Ambivalenz für eine weitverbreitete Einstellung: Einerseits faszinierte und fasziniert die den Welschen nachgesagte «Nonchalance», andererseits wurde der überragende Wert der Arbeit im Laufe der Jahre auch bei der interviewten Person zur verinnerlichten Norm, wie der zweite Teil des Zitates belegt.

Als zweites und wahrscheinlich aussagekräftigeres Indiz für die nicht nur positive Einstellung zur Arbeit kann der weitverbreitete Alkoholkonsum am Arbeitsplatz gelten. Davon betroffen waren offensichtlich nicht nur die jungen Menschen. Dazu zwei aufschlussreiche Zitate: «Der Alkoholismus war schon ein Problem. Schnaps wurde getrunken wie Wasser, vor allem von den Arbeitern. […] 1929 kam ich aus der Schule und konnte nach Schönbühl zum Baumeister Friedli gehen und dort eine Maurerlehre machen. […] Dort waren ein Polier, ein Maurer und ein Steinhauer. Jeder von denen trank pro Tag zwei Feldflaschen Schnaps! Nach dem Mittagessen, das ich von zu Hause mitgebracht hatte, hiess es: «Bub», und ich bekam drei Feldflaschen, die ich in der nächsten Wirtschaft auffüllen lassen musste. Als Lehrling durfte man dann um drei Uhr nachmittags nichts mehr fragen, die waren so besoffen. […] Im ganzen Amt, das darf ich schon behaupten, wusste ich, was eine Feldflasche Schnaps kostete, 2.05 Franken, und damals verdiente ein Maurer etwa 90 Rappen bis einen Franken Stundenlohn und ein Maurerpolier 1.20 Franken. […] 1928 war ich in der Mettlen Hüterbub, da war es dasselbe. Da war ja noch eine Wirtschaft. Und jeden Sonntagvormittag kamen da sechs bis acht Männer und bestellten den Schnaps gleich deziliterweise. Von neun bis elf tranken die vier, fünf Deziliter, bis sie dann heimgingen, und wenn dann die Frau daheim warten musste, dann gab es schnell Krach. Das war wirklich furchtbar.»[60]

«Ja, ja, früher, als die Arbeiter am Morgen zehn, zwölf Kilometer zur Arbeit gingen, hatten sie im Rucksack ein Limonadefläschchen voll Schnaps. Am Abend kamen sie schon leicht angeheitert zurück, und wenn sie zuviel Missfallen erregten,

wurden sie ins Moos spediert [Trinkerheilanstalt, U. H.]. So war es. Die Familie vernachlässigt. Andere haben aus lauter Elend über ihre Armut getrunken.»[61]
Belege für regelmässigen und teilweise exzessiven Alkoholgenuss finden sich nicht nur in Arbeiterkreisen, auch in der Landwirtschaft erleichterten Gärmost und andere mit Schnaps versetzte Erfrischungsgetränke vielen das Durchstehen des oft als lang, anstrengend und monoton wahrgenommenen Arbeitstages.[62]
Offensichtlich handelte es sich hier keineswegs um das Problem einer isolierten Randgruppe. Vielmehr drängt sich der Schluss auf, dass ein grosser Teil der Bevölkerung länger arbeiten musste, als ihm lieb war. Die Arbeit vermochte ab einem gewissen Punkt nicht mehr zu befriedigen und wurde zur Last. Da liegt es nun nahe, äussere, strukturelle Zwänge zur Erklärung der grossen Arbeitsleistung stärker zu gewichten. Solche Zwänge finden sich in der wirtschaftlichen beziehungsweise kriegsbedingten Krise der 30er und 40er Jahre denn auch selbstverständlich problemlos. Zusammenfassend gilt es deshalb festzuhalten, dass sich Spuren einer mythologisierenden Überhöhung der Arbeit in den Interviews nur in Aussagen finden, in denen retrospektive Wertungen dominierten. Ein ganz anderes Bild ergibt sich in Aussagen, aus welchen sich implizit auf das Verhältnis zur Arbeit in den 30er und 40er Jahren schliessen lässt: Hier zeigt sich dafür eine hohe Wertschätzung eines wie auch immer gearteten Arbeitsplatzes, welche selbstverständlich vor dem Hintergrund der wirtschaftlichen Entwicklung gesehen werden muss. Besonders die krisenhaften 30er Jahre und die damit verbundene hohe Arbeitslosigkeit machten die Bedeutung eines Arbeitsplatzes nur zu deutlich. Ob die ausgeübte Arbeit befriedigend war, blieb dabei zweitrangig, drohte doch bei Arbeitslosigkeit sehr rasch der beschämende Gang zur Fürsorge: «Ein Arbeitsloser wurde noch vor 20–25 Jahren als Mensch zweiter Klasse behandelt.»[63]

Schlussfolgerungen

1. In beiden untersuchten Mittellandgebieten ist für die 30er und 40er Jahre von einer krisen- und kriegsbedingten zusätzlichen Verlängerung der schon vorher überdurchschnittlich grossen Arbeitszeiten auszugehen. Vor allem aufgrund der grossen Bedeutung der Landwirtschaft über die landwirtschaftliche Bevölkerung hinaus dürften durchschnittliche Wochenarbeitszeiten von 60–80 Stunden und mehr die Regel gewesen sein. Die grössten Arbeitspensen absolvierten Neben-

erwerbslandwirte und ihre Familien. Oft erreichte die Arbeitsbelastung die Grenzen der physischen Leistungsfähigkeit.

2. Es ist anzunehmen, dass in den Mentalitäten dieser Menschen ein hohes Arbeitsethos verankert war. Der Grad der Verbürgerlichung der Wertvorstellungen darf allerdings in diesen ländlichen Gebieten nicht überschätzt werden. Vor allem spricht wenig dafür, dass die Ausweitung der Arbeitsleistung in den 30er und 40er Jahren als Resultat einer überhöhten Wertschätzung der Arbeit im Sinne eines Mythos zu verstehen ist. Vielmehr ist von einer Strategie zur Sicherung der materiellen Existenz auszugehen, welche wohl teilweise auf vorindustrielle Wurzeln zurückzuführen ist. Angesichts der fehlenden sozialen Sicherheit standen kaum echte Alternativen zur Eingliederung in den Arbeitsprozess – koste es, was es wolle – zur Verfügung.

3. Handlungsleitend internalisiert wurde ein bürgerliches Verhältnis zur Arbeit wohl erst in den 50er und vor allem den 60er Jahren. Der lange und stabile wirtschaftliche Aufschwung dieser Jahre liess sich aus der Sicht der Individuen am besten als Resultat einer kontinuierlichen kollektiven Fleissleistung verstehen. Damit wurde für diese Generation eine sinnstiftende retrospektive Neubewertung der enormen Arbeitsleistungen der 30er und 40er Jahre möglich.

Als wichtige Konsequenz verstärkte dieser Prozess der Überhöhung von Arbeit gleichsam als positive Rückkoppelung die Stabilität des Aufschwunges, in dem sie das Vertrauen der breiten Bevölkerung in die Plan- und Berechenbarkeit der Zukunft verstärkte. Damit stieg die Bereitschaft, auf den sofortigen Konsum des Erreichten zugunsten einer noch viel grösseren Belohnung in einer nicht allzu fernen Zukunft zu verzichten. So erklärt sich die hohe Sparquote und die grossen Investitionen vieler Eltern in die Bildung ihrer Kinder.[64]

Zu einer im Sinne von Roland Barthes mythologisierenden – weil appellativen, deformierenden und enthistorisierenden – Überhöhung von «Arbeit und Fleiss» kam es aber wohl in der Phase der gesellschaftlichen Destabilisierung ab Mitte der 60er Jahre (auch wenn meine Quellen diesbezüglich keine Schlüsse zulassen). Beschworen wurde die Nachkriegszeit als «goldenes Zeitalter», dessen Perpetuierung auf eine denkbar einfache Formel gebracht wurde: Arbeite, und du wirst reich belohnt werden.

4. Ein «Mythos der Arbeit» könnte auch erklären, weshalb sich die Arbeitszeitverkürzung in der Schweiz gegenüber den anderen Industrieländern in den 70er und 80er Jahren verzögerte. Denn es ist nicht zu übersehen, dass eine mythologisierende Sicht von Arbeit den Blick darauf verstellen kann, dass unsere

Gesellschaft sich längst von einer Arbeits- zu einer Leistungsgesellschaft gewandelt hat. In einer solchen Gesellschaft zählt nicht mehr die ausdauernde Arbeit an sich, sondern zunehmend die Leistung pro Zeit, die Produktivität. Dies gilt sowohl für den Arbeitsplatz, als auch für die mit immer neuen statusverleihenden und meist konsumorientierten Ansprüchen vollgestopfte Freizeit. Wirkte der Mythos der Arbeit in der Schweiz also im Sinnes eines «Mythos des Fleisses» als Verzögerer der Modernisierung?

5. Zum Schluss bleibt noch die Frage nach allfälligen Konsequenzen meiner Ausführungen für die Geschichtswissenschaft offen: Erstens zeigt sich, dass eine Analyse des politischen Diskurses zur Erklärung des Bedeutungswandels von Arbeit offensichtlich nicht genügt. Unbedingt müsste auch die strukturgeschichtliche Entwicklung beigezogen werden, fallen doch Arbeitszeitverkürzungen nach wie vor in erster Linie mit konjunkturellen Gunstphasen zusammen, um nur ein Beispiel zu nennen. Zweitens ist aber auch darauf hinzuweisen, dass sorgfältig zwischen Ideen beziehungsweise Ideologien und Mentalitäten zu unterscheiden ist. Keinesfalls darf, wie dies in der mehrfach erwähnten Studie zum Mythos der Arbeit geschehen ist, von einem auf das andere geschlossen werden.[65] Wenn sich in den 50er und 60er Jahren kein intensiver gesellschaftlicher Diskurs festmachen lässt, schliesst dies einen Wandel der Mentalitäten in weiten Teilen der Bevölkerung eben keineswegs aus. Im Gegenteil dürfte ein Nacheinander von diskursiven und mentalitätenverändernden Prozessen die Regel sein. Der Untersuchung von Mentalitäten ist deshalb mehr Beachtung zu schenken, mit allen damit verbundenen methodischen Konsequenzen. Wichtig scheint, dass dabei die Komplementarität von mentalitäten-, ideen- und strukturgeschichtlichen, von Mikro- und Makroansätzen im Auge behalten wird.[66]

Anmerkungen

1 Christian Lalive d'Epinay, Carlos Garcia, *Le mythe du travail en Suisse. Splendeur et déclin au cours du XXe siècle*, Genève 1988.
2 Eidgenössische Volkszählung 1950.
3 Lalive d'Epinay, Garcia (wie Anm. 1). Vgl. auch: Christian Lalive d'Epinay, *Les Suisse et le travail. Des certitudes du passé aux interrogations de l'avenir*, Genève 1988.
4 Lalive d'Epinay, Garcia (wie Anm. 1), 2.
5 Lalive d'Epinay, Garcia (wie Anm. 1), 139.
6 «Ethos de l'accomplissement du devoir du travail», in Lalive d'Epinay, Garcia (wie Anm. 1), 91.

7 «L'épanouissement personnel», in Lalive d'Epinay, Garcia (wie Anm. 1), 146.
8 Lalive d'Epinay, Garcia (wie Anm. 1), 145 f.
9 Vgl. dazu: André Reszler, *Mythes et Identité de la Suisse*, Genève 1986.
10 Hier zit. nach der deutschen Ausgabe: Roland Barthes, *Mythen des Alltags*, Frankfurt a. M. 1964.
11 Barthes (wie Anm. 10), 112 f.
12 Barthes (wie Anm. 10), 106 f.
13 Raoul Girardet, *Mythes et mythologies politiques*, Paris 1986, 12.
14 Jakob Tanner, «‹Macht der Banken›: analytisches Konzept oder politischer Topos? Zum Bedeutungswandel einer kontroversen Kategorie», in Andreas Ernst et al. (Hg.), *Kontinuität und Krise. Sozialer Wandel als Lernprozess. Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Schweiz* (= Festschrift für Hansjörg Siegenthaler), Zürich 1994, 319–341, hier 320.
15 Hansjürg Siegenthaler, «Kapitalbildung und sozialer Wandel in der Schweiz», *Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik* 183 (1978), 1–29.
16 Tanner (wie Anm. 14), 320.
17 Hansjürg Siegenthaler, «Entscheidungshorizonte im sozialen Wandel», *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 33 (1983), 422 f.
18 Vgl. dazu Edward P. Thompson, «Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus», in Ders., *Plebejische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts*, Wien 1980, 34–66.
19 Hier durchaus zu verstehen im Sinne der «innerweltlichen Askese» von Max Weber. Vgl. dazu: Max Weber, «Die Berufsethik des asketischen Protestantismus», in Ders., *Die Protestantische Ethik*, Gütersloh 1981, 115–278. Zum Bürgertum in der Schweiz: Albert Tanner, *Arbeitsame Patrioten – wohlanständige Damen. Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830–1914*, Zürich 1995.
20 Zit. nach Ulrich Raulff (Hg.), *Mentalitäten-Geschichte, Zur historischen Konstruktion geistiger Prozesse*, Berlin 1989, 10; vgl. dazu auch: Peter Burke, *Soziologie und Geschichte*, Hamburg 1989, 101 f.
21 Ruth Meyer Schweizer, «Goldene fünfziger Jahre?», in Christian Pfister (Hg.), *Das 1950er Syndrom*, Publikation der Akademischen Kommission der Universität Bern, Bern 1994, 239–250.
22 Ueli Haefeli, *Traktoren statt Knechte? Landtechnik im luzernischen Einzelhofgebiet 1919–1939*, Lizentiatsarbeit Historisches Institut der Universität Bern, Bern 1989.
23 Ueli Haefeli, *Ein Dorf wird Vorstadt. Suburbanisierung am Beispiel der bernischen Vorortsgemeinde Münchenbuchsee*, Zürich 1996.
24 Aus diesem Grund sind Transkriptionen von Oral-History-Interviews nicht mit der eigentlichen Quelle, dem Tonband, identisch. Vgl. dazu Herwart Vorländer (Hg.), *Oral History. Mündliche erfragte Geschichte*, Göttingen 1990, 24: «Die Verschriftung der Sprache ist ein reduzierender und abstrahierender Vorgang, bei dem die sog. ‹paralinguistischen› Dimensionen des Mediums Sprache – also Sprechgeschwindigkeit, Lautstärke, Betonungen, Stimmschwankungen, Verzögerungen, dialektale Färbung verloren gehen.» Anzufügen ist, dass alles Nichtorale (also z. B. Mimik, Gestik usw.) schon auf dem Tonband verloren geht.
25 Die Beziehung zwischen Interviewten und Interviewenden scheint meistens asymmetrisch zu sein. Interviewer finden sich häufig in der Rolle des Beichtvaters (Richters, Therapeuten), umgekehrt können aber auch die Interviewten aufgrund ihrer Fachkompetenz überlegen sein (Vorländer (wie Anm. 24), 16 f.).

26 Wichtig ist in diesem Zusammenhang das Studium von Interviews im Hinblick auf verborgene Ebenen der Interaktion, auf Einsichten und Weggelassenes, auf Begriffenes und nicht Begriffenes und v. a. in bezug auf Antworten auf nie gestellte Fragen.

27 Werner Fuchs, *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden*, Opladen 1984, 167.

28 Die Interviewzitate stammen aus den erwähnten beiden Arbeiten: Haefeli (wie Anm. 22) und Haefeli (wie Anm. 23).

Die Interviews werden wie folgt zitiert: Haefeli (wie Anm. 23), I 11, 2, bedeutet, dass das Zitat aus dem 2. Absatz des Interview Nr. 11 stammt.

29 Albert Tanner, «Geschichte der industriellen Arbeit in der Schweiz», in Paul Hugger (Hg.), *Handbuch der Schweizerischen Volkskultur*, Basel 1992, III, 1053–1081.

30 Die Zahlen aus der Schweizerischen Fabrikstatistik 1937 wurden hier mit der Eidgenössischen Betriebszählung 1939 verglichen.

31 Hans Pohl, «Einführung», in Hans Pohl (Hg.), *Die Entwicklung der Lebensarbeitszeit (= Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Beiheft 75)*, Stuttgart 1992, 13.

32 Vergleiche dazu den Vergleich zwischen Arbeitern und Angestellten in Mario König, Hannes Siegrist, Rudolf Vetterli, *Warten und Aufrücken. Die Angestellten in der Schweiz 1870–1950*, Zürich 1985, 151. Für Deutschland vgl. die Werte in Pohl (wie Anm. 31), 20, und Günter Scharf, *Geschichte der Arbeitszeitverkürzung. Der Kampf der deutschen Gewerkschaften um die Verkürzung der täglichen und wöchentlichen Arbeitszeit*, Köln 1987.

33 Vgl. die Angaben in Karl A. Otto, *Die Arbeitszeit! Von der vorindustriellen Gesellschaft bis zur Krise der Arbeitsgesellschaft*, Pfaffenweiler 1989, 301.

34 Eidgenössische Betriebszählung 1939.

35 Haefeli (wie Anm. 23), u. a. I 10, 1; I 14, 5; I 16, 5; I 26, 1; I 40, 1.

36 Haefeli (wie Anm. 22), I 3, 6; I 4, 4 f.; I 7, 9; I 8, 10; I 12, 3.

37 Haefeli (wie Anm. 23), u. a. I 24, 12.

38 Haefeli (wie Anm. 23), I 40, 1; I 19, 7; I 20, 15.

39 Haefeli (wie Anm. 23), I 8, 2.

40 Haefeli (wie Anm. 23), I 11, 2.

41 Die Eidgenössische Betriebszählung 1939 differenziert auf der Stufe der Gemeinden nicht zwischen dem 2. und 3. Sektor.

42 König, Siegrist, Vetterli (wie Anm. 32), 151.

43 Haefeli (wie Anm. 23), I 32, 5; vgl. auch die Ladenöffnungszeiten einer Bäckerei und eines Uhrmacherladens: I 33, 8 bzw. I 9, 4.

44 Haefeli (wie Anm. 23), I 3, 1; I 4, 1; I 5, 2; I 6, 6; I 10, 1; I 20, 4; I 27, 2; I 33, 4; I 39, 15 usw., und Haefeli (wie Anm. 22), I 7, 1 f.

45 Zwischen 1906 und 1938 nahm beispielsweise die Zahl der Kühe im luzernischen Einzelhofgebiet bei gleichbleibendem Arbeitskräftebestand und einer kaum mechanisierten Innenwirtschaft um ca. 20 % zu (Haefeli (wie Anm. 22), 154).

46 Haefeli (wie Anm. 23), I 11, 10; I 26, verschiedene Abschnitte; I 32, 2; I 33, 1.

47 Vgl. dazu: Christoph Deutschmann, *Der Weg zum Normalarbeitstag. Die Entwicklung der Arbeitszeiten in der deutschen Industrie bis 1918*, Frankfurt a. M. 1985.

48 Thompson (wie Anm. 18), 47.

49 Haefeli (wie Anm. 23), I 14, 8.

50 Haefeli (wie Anm. 23), I 46, 4; vgl. auch I 11, 3.

51 Peter Borscheid, «Vom Leben in Arbeit zu Arbeit und Leben. Die Entwicklung der Lebensarbeitszeit aus sozialhistorischer Sicht», in Hans Pohl (wie Anm. 31), 27–47.

52 Haefeli (wie Anm. 23), I 11, 7; vgl. auch: I 3, 4; I 14, 15.
53 Haefeli (wie Anm. 23), I 10; I 15 usw.
54 Haefeli (wie Anm. 23), I 10, 1.
55 Haefeli (wie Anm. 23), I 2, 15.
56 Dieser Identitätsverlust liesse sich möglicherweise verstehen als sozialgeschichtliche Erweiterung des von Christian Pfister aus umweltgeschichtlicher Perspektive formulierten «1950er Syndroms». Vgl. dazu: Pfister (wie Anm. 21).
57 Haefeli (wie Anm. 23), I 10, 5; vgl. auch I 44, 17, 18.
58 Zur Entwicklung und Bedeutung der Welschlandaufenthalte: Ueli Gyr, «Welschlandaufenthalte als Übergangs- und Kontaktmuster», in Paul Hugger (Hg.), *Handbuch der Schweizerischen Volkskultur*, Zürich 1992, I, 119–129. Welschlandaufenthalte waren nach 1880 auch für Kinder aus bäuerlichen Kreisen und Unterschichtsfamilien üblich.
59 Haefeli (wie Anm. 23), I 14, 4; vgl. auch: I 6, 6; I 26, 1; I 33, 4; I 44, 1.
60 Haefeli (wie Anm. 23), I 3, 11.
61 Haefeli (wie Anm. 23), I 19, 16.
62 Haefeli (wie Anm. 22), I 5, 5; I 1, 14; I 9, 10; I 3, 7; I 4, 5 und 9.
63 Haefeli (wie Anm. 23), I 22, 9; vgl. auch: I 2, 3; I 19, 1; I 21, 1.
64 Zu diesen Gedanken: Hansjörg Siegenthaler, *Regelvertrauen, Prosperität und Krisen. Die Ungleichmässigkeit wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung als Ergebnis individuellen Handelns und sozialen Lernens*, Tübingen 1993.
65 Lalive d'Epinay und Garcia stellen diese Frage zwar auch, betonen aber lediglich etwas oberflächlich, dass die Eliten jeweiliger Akteurgruppen nicht losgelöst von ihrer Basis argumentieren können: «L'art des dirigeants consiste an dire ce que leurs troupes ressentent comme etant juste.» Lalive d'Epinay, Garcia (wie Anm. 1), 159. Ungleichzeitigkeiten zwischen ideologischen Diskursen und Mentalitätsveränderungen werden nicht angesprochen.
66 Vgl. dazu: Hans Medick, «Entlegene Geschichte? Sozialgeschichte und Mikro-Historie im Blickfeld der Kulturanthropologie», in Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.), *Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte*, Münster 1994, 94–109.